Sport-, bewegungs- und körperorientierte Soziale Arbeit - ein Thema für die Sozialarbeitswissenschaften?

von
Wolfgang Wahl, Augsburg

Inhalt

Abstract …… 3

I. Bewegung und Sport in der Kinder- und Jugendarbeit ……. 4

II. Soziale Ungleichheit im Kinder- und Jugendsport …….. 6

III. Jugendsport als Jugendsozialarbeit? …… 8

IV. Gesundheitliche Risiken und Belastungen von Kindern und Jugendlichen ……. 10

V. Die Bedeutung von Sport und Bewegung für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen …… 13

VI. Wirkungsbedingungen von Sport in der sozialen Praxis …….. 18

VII. Zur Bedeutung von sport-, bewegungs- und körperorientierter Sozialer Arbeit für die Sozialarbeitswissenschaften ……. 22

Literaturverzeichnis …… 29

Abstract

Sport und Bewegung nehmen im Alltag von Kindern und Jugendlichen einen hohen Stellenwert ein. Zahlreiche Jugendverbände haben dies erkannt und setzten verstärkt auf sport-, bewegungs- und körperorientierte Angebote (Kap. I). Jedoch kommen solche Angebote v. a. den Kindern und Jugendlichen zugute, die aus mittleren bzw. gehobenen Einkommens- und Bildungsschichten der bundesdeutschen Gesellschaft stammen. Sozial benachteiligte Jugendliche nehmen die zweifellos breit gefächerten sport- und bewegungsorientierten Angebote der Jugend- und Sportverbände kaum wahr. Soziale Benachteiligung und Ungleichheit setzt sich also auch hier ungebrochen fort (Kap. II). Sport- und bewegungsorientierte Jugendsozialarbeit, die explizit auch benachteiligte Kinder und Jugendliche einbezieht findet v.a. dort statt, wo entsprechend engagiertes und fachlich geschultes Personal anzutreffen ist, d.h. wo sozialarbeiterische Kompetenzen und fachsportliche Fähigkeiten in Personalunion vereinigt sind. Erzieherisch und sozialintegrativ wirksam kann die dabei geleistete Arbeit nur werden, wenn die sportlichen Aktivitäten eingebunden sind in einen übergreifenden Rahmen pädagogischer Ziele (Kap. III).

Die veränderten Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen in der postindustriellen Gesellschaft gehen mit einer Vielzahl von Lebensbelastungen und Risiken einher. Eingeschränkte Bewegungsmöglichkeiten und, in Folge davon, Bewegungsmangel führen zur Verinselung und Verhäuslichung der kindlichen Spiel- und Erfahrungswelt. Die immer komplexer werdende soziale und technische Umwelt fordert Jugendlichen eine immer größere Integrationsleistung ab. Den steigenden Umweltanforderungen steht gerade bei Jugendlichen eine wachsende Anzahl gesundheitlicher Beschwerden gegenüber (Kap. IV). Schon im 19. Jahrhundert wurde in der Pädagogik und Sozialen Arbeit die Bedeutung von „körperlicher Erziehung“ für das Wohlbefinden erkannt. Zahlreiche empirische Befunde belegen diese Erkenntnis. Sport-, bewegungs- und körperorientierte Angebote für Kinder und Jugendliche können auf vielfache Weise Risiken und Belastungen abdämpfen, mindern oder gegenläufig wirken. Sie erfüllen wichtige psychosoziale Funktionen, die in vielerlei Hinsicht mit den Zielen sozialarbeiterischen Handelns übereinstimmen (Kap. V). Entscheidend für die Entfaltung dieser Wirkpotentiale ist allerdings die Umsetzung in der sozialen Praxis. Sportliche Aktivitäten entfalten ihre sozialarbeiterischen Funktionen nicht von selbst. Sie bedürfen der Einbettung in ein „hintergründiges“ sozialpädagogisches Arrangement (Kap. VI).

Die sozialarbeitswissenschaftliche Thematisierung von Sport, Bewegung und Körper muss in mehrfacher Hinsicht erfolgen: Sie erfordert die Einbindung in einen theoretischen Bezugsrahmen, die Entwicklung eigener Kriterien, die Überwindung der traditionellen Leibfeindlichkeit in der Sozialen Arbeit und nicht zuletzt die Entwicklung eines eigenen Ausbildungs- und Qualifizierungskonzepts für SozialarbeiterInnen (Kap. VII).

I. Bewegung und Sport in der Kinder- und Jugendarbeit

Sport in Jugendarbeit bzw. Jugendsozialarbeit war in der Vergangenheit ein eher unterbelichteter Bereich von Jugendforschung und Jugendhilfe. Zwar setzt in jüngster Zeit eine verstärkte Diskussion um das Verhältnis von Jugendarbeit, Jugendhilfe und Sport ein[1], insgesamt gesehen haben jedoch in der Sozialarbeit bzw. Sozialarbeitsforschung die Themen Bewegung und Sport nach wie vor eine eher randständige Bedeutung. So kommen Aktivitäten, Projekte und Diskussionsbeiträge in diese Richtung vorwiegend „von unten", d. h. aus den Jugend- bzw. Jugendsportverbänden selbst oder aber „von oben", d. h. aus der universitären Sportwissenschaft bzw. Sportpädagogik. Auch wenn einige wenige Fachhochschulen sich aktiv um eine Verknüpfung von Sport und Sozialer Arbeit bemühen, so ist dies, bezogen auf die Fachhochschullandschaft in Deutschland insgesamt, eher von untergeordneter Bedeutung. FESSLER u.a. sprechen geradezu von einer „traditionellen Abstinenz der Sozialen Arbeit gegenüber dem Sport", die aber umgekehrt genauso das Verhältnis „des Sports bzw. der Sportwissenschaft gegenüber der Sozialen Arbeit" betrifft (FESSLER/SEIBEL/STRITTMATTER 1998, 21). Die Soziale Arbeit bzw. die Sozialarbeitswissenschaften scheinen für sich die Themen Sport, Bewegungs- und Körperorientierung noch nicht entdeckt zu haben. So ist es nur folgerichtig, wenn im Kanon der Bezugswissenschaften von Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung die Disziplinen Sportwissenschaft bzw. Sportpädagogik kaum genannt werden.

Im Gegensatz zu diesem stiefmütterlichen Dasein, das die sport-, bewegungs- und körperorientierte Sozialarbeit in Theorie und Praxis führt, offenbart sich im Alltag der Jugendlichen genauso wie in der Praxis der Jugendverbände ein ganz anderes Bild.[2] 40% aller Dreizehnjährigen (N=1476) sind Mitglied in einem Sportverein und treiben dort

[1] Siehe hierzu v.a. BAUR/BRAUN 2000, BRINKHOFF 1998, PALETTA 2001, PILZ 1999, SCHULZE-KRÜDENER 2001.

[2] „Während in den theoretischen Diskursen der Sozialarbeit der Körper so gut wie gar keine Rolle spielt, so ist er doch in der praktischen Arbeit in den sozialen Brennpunkten, Jugendhäusern oder in Jugendheimen kaum noch wegzudenken" (BECKER 1998, 39).

regelmäßig Sport, wobei eine erhebliche Differenz zwischen den Geschlechtern (59% Jungen; 34% Mädchen) besteht (BRINKHOFF 1998, 146). Ähnliche Zahlen präsentiert die Statistik des Deutschen Sportbundes aus dem Jahr 2000. Dessen Bestandserhebung ergab für Jugendliche zwischen sieben und 18 Jahren, dass 68% (7-14 Jahre) bzw. 64% (15-18 Jahre) der Jungen und 51% (7-14 Jahre) bzw. 42% (15-18 Jahre) der Mädchen Mitglied in einem Sportverein waren. Rechnet man Mehrfachmitgliedschaften weg, dann dürften sich die Anteile der Sportvereinsmitglieder auf ca. 50% (Jungen) bzw. 40% (Mädchen) in Westdeutschland reduzieren. Für Ostdeutschland liegen die entsprechenden Anteile um etwa 10% niedriger (vgl. BAUR/BRAUN 2000, 385f). Zum Vergleich dazu: die Mitgliedschaften der Jugendlichen in außersportlichen Jugendorganisationen variieren um die Sechs-Prozent-Marke (vgl. ELFTER KINDER- UND JUGENDBERICHT 2002, 195). Sport wird von Jugendlichen aber nicht nur in Vereinen ausgeübt. Über 70% der Kinder und Jugendlichen zwischen acht und 19 Jahren treiben mindestens einmal pro Woche Sport in ihrer Freizeit außerhalb von Schule und Sportvereinen, wobei Jungen (54,7%) mehr Sport treiben als Mädchen (46,8%) (vgl. MINIST. NRW 1996, 39ff). Nach einer neueren Studie des Wissenschaftlichen Instituts der Ärzte Deutschlands (WIAD 2001) sind es sogar 84% der 12-18-jährigen, die über den Schulsport hinaus in ihrer Freizeit sportlich aktiv sind, wobei auch hier Mädchen deutlich weniger Sport treiben als ihre männlichen Altersgenossen.

Diese beeindruckenden Zahlen belegen schlagend den hohen Stellenwert, den sportliche Aktivitäten in Verein und Freizeit für Kinder und Jugendliche einnehmen. Sport gehört für einen Großteil zum Alltag hinzu, wobei es den wenigsten darum geht, ihre körperliche Leistungsgrenze zu erreichen (vgl. OPASCHOWSKI/DUNKER 1996, 36). *Sport ist ein grundlegender Bestandteil jugendlicher Alltagskultur*. Aber nicht nur in Freizeit und Verein spielt Sport und Bewegung eine wichtige Rolle, auch die offene, außersportliche Jugendarbeit ist mittlerweile stark von Sport- und Bewegungskulturen geprägt. Wurde von den Jugendverbänden über lange Zeit hinweg in der Vergangenheit die Bedeutung von Sport und alternativen Bewegungskulturen im Alltag der Jugendlichen nahezu ignoriert, so ist hier seit geraumer Zeit eine deutliche Umorientierung zu erkennen. Insbesondere Trendsportarten werden von den Jugendverbänden schnell aufgenommen und in die alltägliche Jugendarbeit integriert. Wer bei den Jugendlichen ankommen will, der muss am Puls der Zeit sein. Gerade sport- und bewegungsorientierte Angebote stoßen bei Jugendlichen auf große Resonanz. Verbände, die verstärkt auf jugendliche Bewegungskulturen und sport- bzw. körperorientierte Angebote setzen, haben in der Regel

keine Nachwuchsprobleme[3]. Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass sich selbst traditionelle politische, kulturelle oder kirchliche Jugendbildungsarbeit mehr und mehr sport- und bewegungsorientierten Angeboten zuwendet, um an Attraktivität hinzuzugewinnen. Wenn beispielsweise die Jungfeuerwehr Parcours für Inline-Skater einrichtet, die Gewerkschaftsjugend das Klettern an steilen Wänden für sich entdeckt oder die Katholische Landjugend zum Schneeschuh-Wandern aufruft, so belegt dies, dass traditionelle, verbandsspezifische Identitäten erweitert, aufgelöst oder gar verabschiedet werden. Die in der Jugendpolitik herkömmliche Unterscheidung zwischen einer sportbezogenen und einer „allgemeinen", außersportlichen Jugendarbeit (vgl. BAUR/ BRAUN 2000, 378), die so im KJHG und der daran geknüpften Förderstruktur verankert ist, wird in der Praxis der Jugendarbeit zunehmend unterlaufen. Bewegung und Sport wird auf vielfache Weise in den Jugendverbänden zum Thema.

II. Soziale Ungleichheit im Kinder- und Jugendsport

So positiv auf der einen Seite die Verbindung von Jugendverbandsarbeit, Bewegung und Sport zu bewerten ist, so muss auf der anderen Seite festgestellt werden, dass sportbewegungs- und körperorientierte Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit immer wieder an bestimmte Grenzen und Probleme stößt, die aus der Praxis der Verbandsarbeit heraus nicht oder nur unzureichend gelöst werden können.

Festzuhalten ist zunächst, dass die sportiven Angebote der Jugendverbände und Sportvereine primär von solchen Jugendlichen wahrgenommen werden, die aus mittleren bzw. gehobeneren Einkommens- und Bildungsschichten der bundesdeutschen Gesellschaft stammen. Sozial benachteiligte Jugendliche – und das sind in erster Linie solche, die aus einkommensschwachen Familien stammen – nehmen die zweifellos breit gefächerten sport- und bewegungsorientierten Angebote der Jugend- und Sportverbände kaum wahr. So beklagt beispielsweise der Beirat der „Sozialen Offensive" der Deutschen Sportjugend in seinem Bericht, dass „im Sportverein sozial benachteiligte Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen sehr viel seltener anzutreffen (...) [und] in der Mitgliedschaft stark unterrepräsentiert" sind (DEUTSCHE SPORTJUGEND 1998, zit. nach PILZ, 1999, 12). Häufig ist die erforderliche Niederschwelligkeit des Angebo-

[3] So bewegen sich beispielsweise die jährlichen Zuwachsraten von Kindern und jugendlichen Mitgliedern bei der Jugend des Deutschen Alpenvereins – eines Jugendverbandes, der seit Jahren seinen Arbeitsschwerpunkt auf Erlebnis- und Abenteuersport legt, in dem Bereich um die 8% (DAV Jahresbericht 2002)

tes, die notwendig wäre, um insbesondere sozial benachteiligte Jugendliche zu erreichen, nicht gegeben. Zudem besteht gerade für die Altersgruppe der 12- bis 16jährigen eine Angebotslücke bei den Sportvereinen. Während für die Kinder bis zu 12 Jahren vielfach ein breit gefächertes, attraktives Angebot besteht, gibt es für die über 12-jährigen oft nur noch sportartspezifische, leistungsorientierte Trainings. PILZ (1999, 12f) zeigt in einer Untersuchung, dass auf die Frage, wo sie Sport treiben, nur 24% der Jungen und 16% der Mädchen aus einem sozialen Brennpunkt den Sportverein angaben, während dies in einem gut bürgerlichen Stadtteil 72% der Jungen und 52% der Mädchen waren. Andere Untersuchungen bestätigen diese Zahlen: Je niedriger die soziale Schichtzugehörigkeit, desto geringer ist auch die Quote der Sportaktiven: „Bereits im Kindesalter existieren erhebliche auf die soziale Schichtungsvariable zurückzuführende Differenzen im Sportengagement; und bereits im Kindesalter gilt, was sich im Jugendalter noch wesentlich stärker bestätigt, dass, je höher die soziale Schicht der Herkunftsfamilie angesiedelt ist, desto wahrscheinlicher ist auch ein Engagement im Sport" (BRINKHOFF 1998, 53). „Lediglich 26% der Jugendlichen aus der „niedrigen" sozialen Schicht sind Mitglied in einem Sportverein" (BRINKHOFF 1998, 161).

Nicht nur, dass benachteiligte oder aus den „niedrigen" sozialen Schichten stammende Kinder und Jugendliche an den Sportprogrammen der Jugend- und Sportverbände wenig partizipieren, letztere sind zudem personell und fachlich kaum auf die damit verbundenen Probleme vorbereitet. Fachübungs- und JugendgruppenleiterInnen in den Jugendverbänden stehen Spannungen und Konflikten, die sich aus der Integration von sozial benachteiligten, ausländischen, rechtsradikalen oder gewaltbereiten Jugendlichen ergeben häufig weitgehend hilflos gegenüber. BRINKHOFF (1995) zeigt an Hand seiner Untersuchung, dass sich die soziale Benachteiligung und Ungleichheit von Jugendlichen auch in den Sportvereinen ungebrochen fortsetzt. So weisen die Sportvereine in der Altersgruppe der 14–18-jährigen beispielsweise Fluktuationsraten von bis zu 80% auf. Trainer, Betreuer und Vereinsvorstände reagieren auf Konflikte und soziale Probleme vielfach mit Ausgrenzung und rigiden Maßnahmen (vgl. BRÖSKAMP/ALKMEYER, 1996). Bevor man sich Probleme aufhalst, bleibt man lieber unter sich. Mit anderen Worten: es mangelt in den Verbänden am kompetenten Umgang mit Mädchen und Jungen aus sozialen Brennpunkten. Weder die „normalen" Jugendlichen noch die ehrenamtlich engagierten Jugend- und FachübungsleiterInnen sind an einer Öffnung des Vereinslebens „nach unten" interessiert. Hier tut sich eine nicht zu übersehende Kluft zwischen Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit auf.

Dabei sind gerade sozial benachteiligte Jugendliche über körper- und bewegungsorientierte Angebote noch am ehesten zu erreichen. PILZ (1999, 5) gibt an, dass ein „interessanter Zusammenhang zwischen mangelnder Bewegungs- und Abenteuerwelt, fehlenden körperbetonten und –bezogenen Freizeitangeboten einerseits und der Gewaltbereitschaft junger Menschen andererseits festzustellen [ist]“. Langeweile, fehlende Möglichkeiten, Aggressionen und Antriebsüberschüsse produktiv zu kanalisieren ergeben in Kombination mit Perspektivlosigkeit, Ausgrenzung oder Enttäuschung gerade bei männlichen Jugendlichen jenes fatale Gemisch, aus dem Gewaltbereitschaft, Radikalismus oder Desintegration entstehen.

III. Jugendsport als Jugendsozialarbeit?

Dennoch gibt es auch positive Beispiele. So wurden beispielsweise im Rahmen der Sozialen Offensive im Jugendsport der Deutschen Sportjugend bis zum 20.1.2002 bundesweit insgesamt 879 soziale Initiativen im Jugendsport gezählt (vgl. BREUER 2002, 2). Dazu werden solche Maßnahmen und Projekte der Sportverbände hinzugezählt, die über die engere Sportarbeit hinausgehen und explizit sozialarbeiterische Ziele in den Vordergrund stellen. Gar nicht berücksichtigt sind in dieser Statistik allerdings jene sport-, bewegungs- und körperorientierten Angebote, die von der nichtsportlichen Kinder- und Jugendverbandsarbeit durchgeführt wurden. Wenngleich in dieser Frage bislang keine statistischen Erhebungen bekannt sind, so dürften m. E. diese in Qualität und Quantität den Angeboten der Sportverbände kaum nachstehen. Freilich stellt sich sodann gleich die Frage, wodurch eine solche sportorientierte Sozialarbeit bzw. sozialpädagogisch orientierte Bewegungsarbeit charakterisiert ist und wo die Grenzlinien hin zu einer nichtsportlichen Sozialen Arbeit verlaufen. Rechnet man beispielsweise den gegenwärtigen Boom der Trend-, Abenteuer- und Erlebnissportarten in den Jugendverbänden mit ein, so dürfte die sport- und bewegungsorientierte Sozialarbeit außerhalb der Sportvereine die oben genannte Zahl bei weitem überschreiten.

Wie dem auch sei, in Bezug auf sport-, bewegungs- und körperorientierte Angebote in der Jugend(sozial)arbeit wird die traditionelle, im KJHG verankerte Unterscheidung in eine allgemeine, verbandliche Kinder- und Jugendarbeit einerseits und in eine Kinder- und Jugendarbeit im Sportverein anderseits zunehmend fragwürdig. Die Qualität (und Wirksamkeit) der Angebote hängt indessen nicht allein von den organisatorischen Rahmenbedingungen ab. In dieser Hinsicht erweist sich vielmehr der *Ausbildungsstand*

und die Qualifikation der Jugend- und ÜbungsleiterInnen als entscheidender Faktor. Die Erfahrung aus der Praxis zeigt, dass sport- und bewegungsorientierte Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit vor allem dort existiert, wo entsprechend engagiertes und fachlich geschultes Personal anzutreffen ist. Wie die o.g. Untersuchung von BREUER (2002, 6ff) zeigt, werden die sozialen Projekte im Jugendsport in hohem Maße von sportwissenschaftlich wie sozialarbeitswissenschaftlich qualifizierten Fachkräften durchgeführt, wobei die entsprechenden Berufsgruppen gleichermaßen bei ehrenamtlichen wie hauptamtlichen MitarbeiterInnen vertreten sind. So sind immerhin bei 69% der erfassten Projekte die ehrenamtlichen MitarbeiterInnen Angehörige sozialarbeiterischer bzw. pädagogischer Berufe (Dipl.-SozialarbeiterInnen, Dipl.-SozialpädagogInnen, Dipl.-PädagogInnen, LehrerInnen), während 43,7% der ehrenamtlich Aktiven ein sportwissenschaftliches Studium (Dipl.-SportlehrerIn bzw. Dipl.-SportwissenschaftlerIn) absolviert haben. Ein ähnliches Verhältnis zeigt sich bei den Berufsgruppen hauptamtlicher ProjektmitarbeiterInnen. Hier stammen sogar bei 71.9% der sozialen Initiativen der Sportjugend die MitarbeiterInnen aus pädagogischen Berufen, während bei 53,4% der Projekte die Beteiligten Dipl.-Sportlehrer bzw. Dipl.-Sportwissenschaftler sind. Nicht genannt werden bei der Untersuchung allerdings jene Projektmitarbeiter, bei denen eine Doppelqualifikation vorliegt. Dies wäre dann der Fall, wenn entweder Jugend- bzw. FachübungsleiterInnen bzw. SportlehrerInnen über pädagogische bzw. sozialarbeiterische Kenntnisse und Fähigkeiten verfügten oder aber SozialarbeiterInnen bzw. SozialpädagogInnen gleichzeitig selbst aktiv Sport treiben und damit die entsprechenden fachsportlichen Kompetenzen hätten.

Sport-, bewegungs- bzw. körperorientierte Jugendsozialarbeit ist dort besonders erfolgreich – so meine These – wo sozialarbeiterische Kompetenzen und sportive Fähigkeiten in Personalunion miteinander verknüpft sind. Jugendliche benötigen keine ausgefeilten Trainingspläne und sportmedizinisches Fachwissen, um ihren (breiten-)sportlichen Aktivitäten nachgehen zu können. Sehr wohl bedürfen sie aber fachsportlich kompetenter Leiter, die selbst über sportliche Erfahrung und das entspreche Bewegungskönnen verfügen. Erzieherisch und sozialintegrativ wirksam kann die dabei geleistete Arbeit darüber hinaus nur werden, wenn die sportlichen Aktivitäten gleichzeitig eingebunden sind in einen übergreifenden Rahmen pädagogischer Ziele, der sich freilich in den seltensten Fällen von selbst einstellt sondern bisweilen mühsam erarbeitet werden muss.

Aber auch eine sportlich orientierte Jugendsozialarbeit darf sich nicht professionell verselbständigen und damit den Kontakt zur Basis der „normalen“ Jugendarbeit verlie-

ren. Nicht die Schaffung von isolierten Angeboten ist das Ziel, sondern die Integration von benachteiligten Jugendlichen in die „normalen“ Angebote der Sport- und Jugendverbände. Auf Dauer und in der Breite hat sport- und bewegungsorientierte Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten nur dort eine Chance, wo es gelingt, eine entsprechende Bereitschaft zu integrativen Angeboten zu schaffen. In sozialarbeiterischer Perspektive kommt es nicht nur darauf an, dass möglichst viele Kinder und Jugendliche Sport treiben. Entscheidend für die soziale Praxis der bewegungs- und sportorientierten Jugendarbeit ist vielmehr, dass die psychosozialen Unterstützungspotenziale, die Sport und Bewegung bieten, auch zur Geltung kommen (vgl. BRINKHOFF 2000, 387). Und das sollen sie vor allem bei jenen Kindern und Jugendlichen, die bisher von sport- und bewegungsorientierten Angeboten nicht oder nur unzureichend profitieren konnten.

VI. Gesundheitliche Risiken und Belastungen von Kindern und Jugendlichen

Sport und Bewegung üben auf Jugendliche eine enorme Faszination aus. Kinder und Jugendliche müssen dazu nicht erst mühsam motiviert werden. Die Ausübung von sportlichen Aktivitäten, die Teilhabe an Trendsport und Bewegungskulturen ist für Jugendliche in hohem Maße attraktiv und wird zumeist aus Eigeninitiative heraus gesucht. Gleichzeitig kann Sport, wenn er in einen entsprechend gestalteten pädagogischen Rahmen eingebunden ist, auf mannigfaltige Weise psychische und soziale Unterstützungsleistung erbringen. Darin liegt ein enormes sozialarbeiterisches Potential, das bislang nur ansatzweise genutzt wird.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Tatsache, dass die veränderten Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen in der postindustriellen Gesellschaft nicht nur mit neuen Lernchancen einhergehen, sondern gleichzeitig auch mit einer Vielzahl von Lebensbelastungen und –risiken verbunden sind. Trotz eines Anstiegs des allgemeinen Lebensstandards, kostenintensiver Gesundheitsvorsorge und engmaschiger sozialer Sicherungssysteme wächst der Anteil der Kinder und Jugendlichen mit sozialen Problemen, psychischen Störungen und körperlichen Beeinträchtigungen. Laut einer Statistik der Bundesarbeitsgemeinschaft zur Förderung haltungs- und bewegungsauffälliger Kinder und Jugendlicher e.V. (1992) haben 40-60% der Heranwachsenden Haltungsschwächen, 20-30% ein leistungsschwaches Herz-Kreislauf-Atmungssystem, 30-40% Koordinationsschwächen, 20-30% Übergewicht, ca. 15% ein auffälliges psychosoziales Ver-

halten (zit. nach PILZ, 1999, 4). Laut einer neueren Studie weisen 56% (N=1057) der Kinder und Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren Haltungsschäden und 40% Übergewicht auf (WIAD 2000). Die Ursachen solch alarmierender Zahlen sind vielschichtig. Sie sind aber zweifellos mitverursacht durch drastische Veränderungen unserer Lebenswelt und damit einhergehenden Folgewirkungen für Kinder und Jugendliche.

Die Lebenswelt der *Kinder* ist zunehmend geprägt durch *eingeschränkte Bewegungsmöglichkeiten* und als Folge davon durch *Bewegungsmangel*. Für viele Kinder ist eine „normale" Entwicklung nicht mehr gewährleistet. Vielfach besteht - v. a. in den Städten - ein Mangel an Spielmöglichkeiten und Freiräumen zum gefahrlosen Toben. Aber auch Überbehütung und übertriebene Ängstlichkeit der Eltern kann sich ungünstig auf die motorische Entwicklung des Kindes auswirken. Langes Sitzen (vor dem Fernseher oder Computer) macht sich ebenfalls häufig schon im Kindesalter negativ bemerkbar. Bewegungsmangel im Kindesalter gilt als Risikofaktor für das Auftreten gesundheitlicher Störungen in höherem Lebensalter. Schon für das Kindesalter lässt sich nachweisen, dass motorisch ungeschickte, unsichere Kinder häufiger in Unfälle verwickelt sind als motorische geschickte Kinder (vgl. GASCHLER 1999, 5ff). Auf die enge Verbindung von Körper- und Bewegungserfahrung mit dem Selbstkonzept des Kindes hat MRAZEK (1991, 243) aufmerksam gemacht. „Identität, Selbstkonzept und Selbstwertgefühl entwickeln sich [...] vor allem über den Körper, d. h. seine Bewertung ist die Basis für die Selbstwertschätzung."

Die kindliche Raumerfahrung wird heute mit den Begriffen „Verhäuslichung" und „Verinselung" beschrieben. *Verinselung* bezeichnet die Tatsache, dass Aktivitäten der Kinder vielfach nur noch dann zustande kommen, wenn diese in ihre Bewegungsräume (Spielplatz, Sportverein, Turnhalle) transportiert werden. Die Wohnsituation macht ein problemloses Nutzen von Hof, Garten oder Straße oft unmöglich. Freie Spiel- und Bewegungsräume sind weitestgehend verschwunden. Sie werden durch institutionalisierte und organisierte, zumeist künstlich errichtete Spiel- und Sportghettos ersetzt. Die Kinder werden mit fertigen Sportstätten konfrontiert, die eine eigentätige und selbstgewählte Raumerfahrung kaum mehr zulassen.
Damit verbunden ist die *Verhäuslichung der kindlichen Spiel- und Erfahrungswelt*. Gerade weil entsprechende Freiflächen und unbelassene Räume nicht mehr zur Verfügung stehen, spielt sich kindliches Lernen und Erfahren vermehrt in geschlossenen Räumen

und Hallen ab, häufig unter der Aufsicht Erwachsener. Mit der Verhäuslichung gehen gleichzeitig Bewegungs- und Spieltraditionen verloren. Die Umwelt steht den Kindern als etwas Fertiges gegenüber. Eigeninitiiertes oder neuerfundenes Spiel wird dadurch eher verhindert. Der Wunsch von Kindern nach „einfach mehr Spielen mit anderen Kinder ohne Kontrolle der Erwachsenen“ wird immer weniger in Erfüllung gehen. Heute bestimmen betreuende Einrichtungen und Dienstleistungsbetriebe den Alltag der Kinder.

Gut gemeinte „Gegenreaktionen“ von Eltern und Betreuern auf diese Entwicklungen können dagegen umgekehrt zu einer übermäßigen *Versportlichung des kindlichen Bewegungsverhaltens* führen. Kindliches Spiel und Bewegung stehen dabei von vornherein unter dem Vorzeichen eines gewünschten „perfekten“ Bewegungskönnens der erwählten Sportart. Die Aktivitäten der Erwachsenen und deren sportives Ideal werden damit von Anfang an dem kindlichen Bewegungsverhalten aufgeprägt. Zu einseitige, auf das *Beherrschen* der gewählten Sportart hin ausgerichtete Bewegungserziehung kann unter Umständen zu einer *Verminderung von eigenständigen und kreativen motorischen Aktivitäten* führen.

Allgemein ist der Zugang zum Sport früher und institutionalisierter. Kinder werden früher der Obhut professioneller oder semiprofessioneller Übungsleiter anvertraut. Das (unbewusste) Ideal einer „sportiven Kindheit“ verleiht so mancher gut gemeinter Bewegungserziehung einen eher zwanghaften Charakter. Dagegen fehlt es den Kindern an Möglichkeiten, ihren Bewegungsdrang *direkt und selbstgewählt* auszuleben. Unzureichende Bewegungsräume, fehlende Spielpartner, Ablenkung durch Medien und fehlende Unterstützung der Eltern spielen dabei die Hauptrolle. Mit einem *Mehr an unreglementierten Bewegungsräumen* und einem *Weniger an Verplanung* wäre hier schon viel geholfen.

Gesundheit ist für *Jugendliche* selbst kein besonders attraktives Thema. Obwohl Jugendliche häufig unter gesundheitlichen Beschwerden leiden, schätzen die meisten ihren eigenen Gesundheitszustand als sehr gut oder gut ein (vgl. SYGUSCH, 2000). BRÄHLER (1986) zeigt auf, dass Kinder und Jugendliche von gesundheitlichen Beschwerden sogar stärker betroffen sind als Erwachsene. Dabei stehen weniger rein körperliche Erkrankungen im Vordergrund. Bei Jugendlichen am stärksten verbreitet sind psychische und psychosomatische Störungen. Als besonders belastend im Jugendalter erweisen sich Entwicklungen und Umbrüche, die im Zusammenhang mit der Pubertät

stehen. Im Zuge körperlicher und geistiger Reifungsprozesse wird nicht nur eine Neubestimmung der Körperverhältnisse notwendig, die Übernahme von neuen Geschlechterrollen, Ablöse-, Selbstbestimmung- und Orientierungsprozesse stellen neue und zusätzliche Bewältigungsanforderungen an den Jugendlichen, die sich destabilisierend auf dessen Gesundheitszustand auswirken können.

Verstärkend zu diesen gewissermaßen biologisch bedingten endogenen Risiken wirken exogene Faktoren. Die immer komplexer werdende soziale und technische Umwelt fordert gerade Jugendlichen eine immer größere Integrationsleistung ab. Angesichts des wachsenden Drucks von Schule, Ausbildungs- und Arbeitsmarkt werden die Freiräume enger, in denen Jugendliche experimentieren und ihre neuen Rollen ausprobieren können. Steigenden Umweltanforderungen steht so eine wachsende Anzahl von misslingenden oder fehllaufenden Biographien gegenüber stehen. Allzu häufig setzen sich Anpassungs- und Integrationsprobleme der Eltern bei deren Kindern nicht nur fort sondern potenzieren sich.

PILZ (1999, 4) nennt als Ursachen insbesondere für die Gewaltbereitschaft und Kriminalität von Jugendlichen in erster Line Bewegungsarmut und „Verbetonisierung“ deren Bewegungsräume. Auf den Zusammenhang zwischen fremdenfeindlicher Gewalt und der Suche jugendlicher Täter nach Spannung, Aktion und dem Ausleben der Körperlichkeit hat auch WILLEMS (1993) hingewiesen. Solchen Bedürfnissen stehen auf der anderen Seite keine oder keine adäquaten Möglichkeiten gegenüber, diese „Triebüberschüsse“ zu kanalisieren. So kann aus der Sicht der Betroffenen abweichendes, gewalttätiges Verhalten als durchaus angemessene Antwort auf die zunehmende Eingrenzung der Bewegungsräume interpretiert werden.

V. Die Bedeutung von Sport und Bewegung für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen

Bewegungsorientierte Jugend(sozial)arbeit ist keineswegs eine Erfindung der jüngsten Vergangenheit. Sie reicht zurück bis in die Anfänge des Deutschen Turnerwesens. Breits *Pestalozzis* „Elementargymnastik“ (1807) war im Grunde sozialpädagogisch motiviert. Körperliche und gesundheitliche Erziehung gehören für ihn wesentlich zur „Menschenbildung“ hinzu, ohne die eine harmonische Entwicklung von „Kopf, Herz und Hand“ nicht gewährleistet sei. *Friedrich Ludwig Jahn* errichtete ebenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Turnplatz auf der Hasenheide mit dem Ziel, Bewe-

gungsmangel und Bewegungsarmut bei Jugendlichen entgegenzuwirken. Freilich stand beim Jahnschen Turnen mehr die militärische Ertüchtigung und nationale Vereinigung des Volkes im Vordergrund. Wiederum mehr pädagogisch und gesundheitlich motiviert war die bürgerliche Turnvereinsbewegung des 19. Jahrhunderts. Ob bei *August Ravenstein*, dem einflussreichsten Vertreter der Vereinsturnbewegung, bei *Adolf Spieß*, dem „Vater des Schulturnens" oder bei einflussreichen und sozial engagierten Gelehrten wie *Friedrich Albert Lange* und *Rudolf Virchow*, in jedem Fall wurde der wichtige Beitrag der körperlichen Erziehung für die Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen betont (vgl. KRÜGER 2001, 1813f). Also schon im 19. Jahrhundert wurde durchaus der enge Zusammenhang zwischen körperlich-leiblicher und geistig-seelischer Entwicklung gesehen, auch wenn dies nicht wissenschaftlich belegt werden konnte.
Die Bedeutung von Sport und Bewegung für die geistige, seelische und körperliche Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ist heutzutage in der Fachdiskussion unumstritten. Sport und Bewegung kann auf vielfache Weise Unterstützungsleistungen erbringen. Gerade in den vergangenen fünfzehn Jahren hat sich hier ein breites Fundament an empirischen Untersuchungen, medizinischer, sportwissenschaftlicher, psychomotorischer und pädagogischer Forschung entwickelt, das kaum mehr ignoriert werden kann. Mehr denn je ist die enge Verknüpfung von geistiger Leistungsfähigkeit, Stressresistenz, Kreativität und motorischen Fähigkeiten in vielen Aspekten nachgewiesen worden. Gesundheit – in einem generellen Sinne sowohl als subjektives Wohlbefinden wie auch als gelungene Interaktion mit der Um- und Mitwelt (vgl. PALETTA 2001, 53 ff) ist wesentlich von motorischen Fähigkeiten abhängig. Schon der Begriff Psychomotorik weist auf die enge Verflechtung des Geistig-seelischen mit dem Körperlich-motorischen hin. Ohne an dieser Stelle auch nur annähernd einen Überblick über die aktuelle Diskussion geben zu können, sollen einige Kernaussagen synoptisch dargestellt werden.

Körperliche Entwicklungsvorgänge und die Herausbildung einer eigenen Identität gehen im Kindes- und Jugendalter Hand in Hand und beeinflussen sich wechselseitig. Kinder erschließen ihre gegenständliche Umwelt in erster Linie durch *aktiven Umgang mit den Dingen*. Bewegungs- und Spielerfahrungen ermöglichen aber nicht nur das tätige Begreifen der Dingwelt, darin werden auch und v. a. *Selbst- und Sinnerfahrungen* ermöglicht. „Für Kinder ist ihr Leben in diesem Sinne vornehmlich aktuelles und konkretes leibliches Leben" (GRUPE 1992, 13). Mehr noch (und anders) als der Erwachsene ist das Kind an seinen Leib gebunden. Er ist Ausdrucksorgan und Darstellungsort kindli-

chen Verhaltens, Wollens, Fühlens. „Im Kriechen, Hüpfen, Balancieren, Springen, Klettern, Schaukeln, Gleiten, Rollen, Schwingen, Laufen und in seinen vielen anderen Bewegungsaktivitäten gewinnt es jene Erlebnisse, in denen es sich selbst erfahren und in denen es sich in seiner Eigenaktivität, in seinem Können und seinem Selbst-Ursache-Sein erleben kann“ (GRUPE 1992, 14).

Wahrnehmung und Bewegung sind eng miteinander verflochten und beeinflussen die kindliche Entwicklung entscheidend. Bewegungserfahrungen sind Erfahrungen mit dem eigenen Körper und der gegenständlichen und sozialen Umwelt. Positive Bewegungserfahrungen können vor allem bei jüngeren Kindern dazu beitragen, dass sie ein *realistisches und leistungszuversichtliches Selbstbild* aufbauen, Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein entwickeln (vgl. BALZER 1999, 18f). So gesehen hat Bewegung und Bewegungserfahrung eine entscheidende Bedeutung in der kindlichen Entwicklung. In Spiel und Bewegung werden die Innenwelt, die soziale und gegenständliche Welt konstituiert. „Über seine Bewegung erfasst das Kind seine Welt, und jede neue Bewegung vermittelt ihm über neue und größere Bewegungsräume zugleich größere Erfahrungsräume, die alte Vertrautheiten und neue Aufforderungen verbinden“ (NITSCHKE 1962, 17). Durch Bewegung tritt das Kind in einen *Dialog mit seiner Umwelt* ein. Bewegung verbindet seine Innenwelt mit seiner Außenwelt. Bewegung und Bewegungserfahrung sind zugleich *Sinnerfahrungen* – in der doppelten Bedeutung des Wortes. Körperliche Bewegungen erfolgen durch und vermittels der Sinnlichkeit (sinnliche Wahrnehmung), werden so als sinnvolle Erfahrungen „einverleibt“ und bilden die Basis zukünftiger Wahrnehmung. Bewegung ist also auch Kommunikation. Sie „schafft“ Sinn und eröffnet somit eine Dimension, die über das rein Körperliche hinausweist. Bewegungserziehung trägt somit eindeutig auch soziale Implikationen. Allerdings muss eingeräumt werden, dass soziales Lernen durch Bewegungserziehung und Sport sich vielfach der Planung entzieht.

RENATE ZIMMER (1992, 121) weist darauf hin, „daß erst durch vielseitige Bewegungs- und Wahrnehmungserfahrung die Grundlagen für eine harmonische Persönlichkeitsentwicklung geschaffen werden. Das Kind muß zunächst über möglichst breit angelegte Bewegungsmuster verfügen, um sich später auch spezifischere, an Sportarten ausgerichtete Bewegungstechniken aneignen zu können.“ Aus Sicht der Psychomotorik bilden Körper- und Bewegungserfahrung die Grundlage kindlicher *Identitätsentwicklung*. Bewegungserfolge bzw. –misserfolge und deren Bewertung spielen eine entschei-

dende Rolle bei der Herausbildung eines Selbstkonzeptes. Die Wahrnehmung des eigenen Könnens erfolgt bei Kindern v. a. über Körper-, Tast-, Bewegungs- und Gleichgewichtserfahrungen. Hierdurch wird nicht nur die Wahrnehmungsfähigkeit weiterentwickelt, das Zusammenspiel der Sinne insgesamt wird gefördert. Nur wenn es aktiviert wird, kann sich das sensorische System optimal entwickeln. Dabei wird das Kind in seinen Bewegungen umso sicherer, je mehr Bewegungserfahrungen es hat. Aus psychomotorischer Sicht bewirkt die Stimulation des Nervensystems gleichzeitig eine Verbesserung des Lernvermögens (vgl. AYRES 1984, 65). Wahrnehmungsförderung sollte deshalb nicht die Form eines Funktionstrainings annehmen, sondern eher den Charakter von erlebnisreichen Bewegungsangeboten oder spannenden Reaktionsspielen haben (vgl. ZIMMER 1992, 128).
Die Bedeutung der Motorik für eine harmonische Entwicklung im Kindesalter wird heute von Fachleuten nicht mehr in Frage gestellt. Motorisches Handeln stellt eine elementare Form der Erschließung von Wirklichkeit dar und nimmt dabei in der kindlichen Entwicklung einen besonderen Stellenwert ein. Erziehung zur/durch Bewegung beginnt nicht erst mit der institutionalisierten Erziehung (Schule, Verbände, Vereine). Bereits mit dem *Bereitstellen einer entwicklungsfördernden Umgebung* werden stimulierende Bewegungsangebote eröffnet. Wichtig ist das *Aufspüren und Nutzbarmachen von Bewegungsgelegenheiten im Alltag*. Gerade die Gegenstände des Alltags können in der (noch) nicht durch Rationalität gesteuerten Wahrnehmung der Kinder zu Gegenständen der Bewegungserprobung werden. „Bewegungsgelegenheiten gibt es in ihrer Umgebung genug; die kindliche Wahrnehmung ist noch offen für schnelle Funktionsänderungen, für spontane Bedeutungswechsel. Kinder entscheiden dabei selbst, was ihnen gelegen erscheint zum Spiel, zum Bewegen, zum Experimentieren“ (ZIMMER 1985, 101). Ein Randstein wird zum Balancebalken, ein Treppengeländer zur Rutsche, ein Kanaldeckel zur Wippe. Von vielen Dingen des alltäglichen Gebrauchs geht auf Kinder ein natürlicher Aufforderungscharakter aus.

Sport, Trendsport und jugendliche Bewegungskulturen erweisen sich im besonderen Maße als Räume, auf die *Jugendliche* selbstbestimmt und eigenhandelnd zurückgreifen können. Die einzige Ressource, die sie dazu benötigen, ist der eigene Körper. So betont PALETTA (2001, 90), dass insbesondere Trendsportarten „juvenile Versuchslabore“ (SCHWIER 1998, 113) darstellen „in denen eine experimentelle, spielerische und subversive Auseinandersetzung mit dem eigenen Identitätsaufbau ermöglicht wird, da hier

entwicklungsnotwendige Themenkomplexe durchspielbar sind.“ Der eigene Körper wird für Jugendliche zum Ort von Selbsterfahrung, Selbstgestaltung, Individualisierung, des Experimentierens und Durchsetzens. Im Körperausdruck manifestiert sich der Wunsch nach Aufmerksamkeit, Anerkennung, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, nach Kreativität und Individualität. Kinder und Jugendliche sind in einem weit höheren Maße als Erwachsene gegenwartsorientiert. Jugendliche streben nach Erlebnis, Authentizität, Intensität und Selbstverwirklichung. Sport und jugendliche Bewegungskulturen sind Orte, wo sich diese Ziele ausleben lassen. Sport wird dabei für Jugendliche nicht als solcher bedeutsam: Jugendliche – auch wenn sie dabei extreme sportliche oder akrobatische Leistungen vollbringen - sehen sich selbst gerade nicht als (Leistungs-)Sportler sondern als vielmehr Freerider, Skater, Freeclimber etc. mit jeweils spezifischer Sprache, Kleidung, eigenem Verhaltenskodex und speziellen Ritualen.

Körperliche Leistungsfähigkeit, Körperkonzept und Körperbewusstsein haben einen wesentlichen Anteil an der gelingenden Herausbildung eines stabilen Selbstbewusstseins. So betont z. B. auch ALFERMANN (1998) die enge Verknüpfung von Selbstkonzept und Körperkonzept im Prozess der Identitätsfindung bei Kindern und Jugendlichen. Ebenfalls eindrucksvoll dargestellt haben LIEBISCH und QUANTE (1999, 13ff) die Schnittpunkte zwischen Psychomotorik und Salutogenese. Generell wird von zahlreichen Autoren die zunehmende *Bedeutung der Eigenerfahrung* hervorgehoben (z. B. bei GRUPE; 1992, 26). Spiel, Sport und Bewegung sind Felder „unmittelbarer“, sinnlich-leiblicher Selbst- und Welterfahrung. Gerade in Zeiten medial vermittelten Sekundärwissens und vermittelter Sekundärerfahrungen kann die pädagogische Bedeutung von primären Eigenerfahrungen gar nicht überschätzt werden.

Sport-, bewegungs- und körperorientierte Angebote für Kinder und Jugendliche – so kann abschließend festgehalten werden – können auf vielfache Weise Risiken und Belastungen abdämpfen, mindern oder gegenläufig wirken. Sie erfüllen wichtige psychosoziale Funktionen, die in vielerlei Hinsicht mit den Zielen sozialarbeiterischen Handelns übereinstimmen. BRINKHOFF (1998, 85 ff bzw. 2000, 387ff) hat zusammenfassend zwischen sechs verschiedenen Wirkungsweisen von Sport differenziert, die auf unterschiedliche Art physische, psychische und soziale Unterstützungsleistungen erbringen können. Außer *direkten physischen und psychischen Effekten* von Sport nennt er *protektive, präventive, ressourcenschützende bzw. ressourcenstärkende und antizipa-*

tive Effekte, die mit regelmäßig und sinnvoll betriebenem Sport einhergehen. Neben der gesunden Erhaltung des Organismus und der Förderung seiner Belastbarkeit, Widerstands- und Leistungsfähigkeit wirken sportliche Aktivitäten v. a. positiv auf das allgemeine psychosoziale Wohlbefinden. Gleichzeitig damit übernimmt der Sport „Schutzfunktionen gegenüber Entkörperlichungsphänomenen“ (BRINKHOFF 1998, 110). Gesundheitsgefährdende Alltagsbelastungen und Dystress werden vom körperlich aktiven Menschen besser abgepuffert. Ebenfalls eine besondere Bedeutung kommt der Sozialisationsfunktion von Sport und Bewegung zu. In Gleichaltrigengruppen betrieben wird Sport zum wichtigen Medium von Selbst- und Gruppenerfahrung. Personale Ressourcen wie Selbstwirksamkeit, Selbstwert, Optimismus können gesteigert werden und so über Transfereffekte auch auf andere Daseinsbereiche ausstrahlen (vgl. BRINKHOFF 1998, 114 f).

VI. Wirkungsbedingungen von Sport in der sozialen Praxis

Sport und Bewegung sind an sich jedoch weder Allheilmittel in der Jugendarbeit noch immunisieren sie quasi von selbst gegen Gefahren des Abgleitens, der Exklusion oder Desintegration. Nicht schon die körperliche Aktivität an sich ist wertvoll. Ihr mögliches sozialarbeiterisches bzw. sozialpädagogisches Wirkpotential kann sie nur entfalten, wenn sie eingebettet ist in den umfassenderen Rahmen eines Erziehungs- und Bildungskonzept. Voraussetzung dafür sind zum einen bestimmte institutionelle Rahmenbedingungen und zum anderen die entsprechende fachsportlichen und sozialpädagogischen Kompetenzen.[4] Es genügt nicht, sich quasi auf die Selbstwirksamkeit der oben genannten Wirkpotentiale von Sport und Bewegung zu verlassen. Körperliche Aktivität und Bewegung kann auch mit der Angst des Scheiterns, mit Momenten des Versagens, mit Stigmatisierungsgefahren und Überforderungen einhergehen. Werden diese nicht entsprechend wahrgenommen und bearbeitet, so kann Sport und Bewegung zum Stressor, Leistungs- oder Offenbarungszwang werden.

Fragwürdig sind allzu optimistische sportpädagogische Positionen, wonach Sport (gemeint ist in aller Regel schulischer Sportunterricht) an sich schon mit sozialem Lernen gleichgesetzt wird. „Alles Lernen und jede Art von Erfahrung im Sport ist so gesehen

[4] „In sportpädagogischer Perspektive kommt es neben den institutionellen Rahmenbedingungen und den Organisationsfunktionen vor allem auf die Umsetzung in der sozialen Praxis der Jugendarbeit in den

sozialer Art. Sport stellt somit nicht nur ein Feld körperlichen, sondern auch sozialen Trainings dar; im Sport wird auch soziale Kompetenz erworben. [...] Sport, sportliches Spiel und sportlicher Wettkampf stellen so gesehen bereits für sich und ohne spezifische pädagogische oder sozialpädagogische Intervention ein Lernfeld für soziales Verhalten dar“ (KRÜGER 1998, 56). Unterstellen Aussagen wie diese dem Sport gleichsam einen Automatismus im Sinne des Kompetenzerwerbs und der Erlangung von Schlüsselqualifikationen, so ist hier mit Sicherheit Skepsis angebracht. Es mag durchaus sein, dass der sportliche Wettkampf im Sinne der Ideen Coubertins[5] ein Modell demokratischen Handelns bietet, insofern ein Wettstreit auf der Grundlage formaler Gleichheit ausgetragen wird. In den modernen Sportwettkämpfen, die öffentliche Aufmerksamkeit genießen – wie beispielsweise die Olympischen Spiele oder die Fußballbundesliga – wird diese Idee eher pervertiert und ins Gegenteil verkehrt.

Indessen wissen Sporttreibende und insbesondere Jugendliche sehr wohl zu differenzieren. Es kommt eben doch sehr darauf an, unter welchen (gesellschaftlichen und gruppenspezifischen) Rahmenbedingungen Sport betrieben wird. Schulischer Sportunterricht ist eben etwas anderes als außerschulischer Vereinssport; sportive Jugendszenen wie Skater, Inliner, Streetballer folgen anderen Regeln als sozialpädagogisch initiierte Sportprojekte.

Zu den entscheidenden Wirkungsbedingungen von Sport dürfte die – auf den ersten Blick eher paradox anmutendende - Tatsache gehören, dass Sport seine erwünschten Wirkungen gerade dadurch entfaltet, dass die sozialpädagogischen bzw. sozialarbeiterischen Ziele *nicht* offensichtlich und direkt angestrebt und formuliert werden. Dies darf jedoch nicht zu dem irrtümlichen Umkehrschluss verleiten, dass sport- und bewegungsorientierte Angebote auch dort „wirken“, wo sozialpädagogische Rahmenbedingungen überhaupt fehlten. Wie beispielsweise auch in der Erlebnispädagogik steht bei Sport, Spiel und Bewegung vielfach eben nicht die Pädagogik im Vordergrund sondern vielmehr das Erlebnis, die Bewegung, der Körper selbst. Die soziale Funktion wird gleichsam unterschwellig und hintergründig erreicht und angestrebt. Jugendliche treiben nicht Sport, um das „richtige“ Sozialverhalten zu erlernen oder gesund zu bleiben; die Bewegung und das Tun selbst (in und mit der Gruppe) werden an sich als lustvoll, spannungs- und erlebnisreich empfunden. Für sie ist dies ein, wenn nicht sogar das entschei-

---

Sportvereinen an, ob die psycho-sozialen Unterstützungspotentiale zur Geltung kommen“ (BRINKHOFF 1998, 108 bzw. 2000, 387).

dende Movens ihres sportiven Treibens. Schulsport steht – zumindest traditionell – unter dem Diktum der körperlichen Ertüchtigung. Die Bewegungsausführung findet primär unter den Aspekten der Verbesserung und Benotung statt. Jugend(vereins)sport ist hier weniger eingeschränkt. Sport und Bewegung können also soziales Lernen fördern, auch und gerade weil sie nicht explizit auf gesellschaftlich erwünschte Lern- und Erziehungserfolge abheben. Anders ausgedrückt: Nicht nur dort, wo Sport ausdrücklich erzieherischen Zielsetzungen folgt, sondern und gerade auch dort, wo Sportvereine und Jugendverbände auf den pädagogischen Überbau verzichten, erfüllen Sport und Bewegung wichtige präventive und protektive Funktionen. Dies jedoch weniger deshalb, weil hier sozialpädagogische Elemente völlig fehlten, sondern weil jene eher unaufdringlich im Verborgenen wirken. Die „Moderator-Funktionen" des Sports (vgl. BRINKHOFF 1998, 107ff) sind gewissermaßen beabsichtigte Nebenwirkungen von Jugendsport.

Bei aller positiven Wertschätzung von Bewegung und Bewegungserziehung müssen auch deren Grenzen sowie mögliche Negativerscheinungen beachtet werden. Auch wenn wir davon ausgehen, dass motorisches Handeln positiv auf Kinder und Jugendliche wirken kann, so muss dies nicht immer und überall gelten und darf nicht verabsolutiert werden. Für manche Kinder, Jugendliche (und auch Erwachsene) mögen bestimmte sportliche Betätigungen primär Ängste und Widerwillen hervorrufen oder gar zu negativen Erfahrungen führen. Hier Widerstände um jeden Preis brechen zu wollen hieße die Persönlichkeit und den Willen des Kindes bzw. Jugendlichen zu missachten. Lernchancen sind eben nicht nur von der Spiel- und Bewegungsaktivierung selbst, sondern auch von deren Randbedingungen abhängig. Z. B. ob man den/die GruppenleiterIn gerne mag oder nicht, oder ob man sich in der Gruppe wohl fühlt oder nicht, hat entscheidenden Einfluss auf die Tätigkeit selbst.
Jugendarbeit bzw. Jugendsozialarbeit kann und darf sich daher nicht in dem Bereitstellen von sportiven Erfahrungsmöglichkeiten erschöpfen. *Sport – allein für sich genommen – hat noch keinen verbindlichen pädagogischen Wert*. Zwar ist es wichtig und notwendig durch Sport und Bewegung einen Beitrag zu leisten zur Entwicklung und Förderung der Gesundheit des Kindes bzw. Jugendlichen und von dessen körperlichen, emotionalen, sozialen und kognitiven Fähigkeiten. Letztlich müssen „diese Erfahrungen als Teil eines umfassenderen Erziehungs- und Entwicklungskonzeptes verstanden werden,

[5] Die soziale Bedeutung des Sports wurde insbesondere von Pierre de Coubertin, dem Begründer der olympischen Spiele, betont. Insbesondere in seiner Schrift „Notes sur l'education publique" (1901).

das insgesamt wiederum einer pädagogischen normativen Begründung bedarf; ansonsten verbleiben sie eher im Bereich des Unverbindlichen“ (GRUPE 1992, 27). Entscheidend dabei ist, wie die Umsetzung in der sozialen Praxis erfolgt. „Ein Übungsleiter oder Trainer kann in sehr unterschiedlicher Weise die Funktion des „Stillen Helfers“ wahrnehmen oder aber auch als „Antreiber“ und „Leistungsfreak“ erhebliche „Stressoren-Potenziale“ entsenden. Die Sozialfigur des Übungsleiters verkörpert beide Dimensionen. Erst im sportbezogenen Miteinander von Übungsleiter und Jugendlichen entsteht die Wirklichkeit, die entweder ich-bedeutsam stresst oder belastungsmindernd wirkt“ (BRINKHOFF 1998, 108f).

Sportliche Aktivitäten müssen also eingebettet sein in ein pädagogisches Rahmenkonzept, das verbindliche soziale Handlungszusammenhänge herstellt. Traditionelle Grenzziehungen zwischen sportlichem Training, das allein methodisch-didaktischen Anforderungen zu genügen hat und außersportlicher Sozialpädagogik, die „mehr“ ist als „nur“ Sport, haben in dieser Hinsicht eher blockierend gewirkt. Weder ist sportbezogene Jugendarbeit an sich unpädagogisch, noch entfaltet sie ihr pädagogisches Potential gleichsam von selbst. Annahmen, wonach Sport generell Jugendliche befähige, mit den Gefährdungen der Risikogesellschaft besser zu recht zu kommen, müssen relativiert werden. So kommt beispielsweise BRINKHOFF (1998, 316f) auf der Basis empirischer Untersuchungen zu der Schlussfolgerung, dass man „vor dem Hintergrund der vorgestellten Untersuchungsergebnisse kaum behaupten kann, dass sportliche Aktivitäten per se zentrale Entwicklungs- und Bewältigungsprozesse im Jugendalter stützen“.

Die an die sport-(körper-) und bewegungsorientierte Jugendarbeit herangetragene Erwartung des sozialen Lernens durch Sport(treiben) kann also nur eingelöst werden, wenn gleichzeitig mit der fachsportlichen Kompetenz der/des Übungsleiters/in auch ein „pädagogisches Geschick“ einhergeht. Der/die sportliche ÜbungsleiterIn ist eben nicht nur TrainerIn sondern gleichzeitig Vorbild, Autorität, Betreuer, pädagogische Bezugsperson und zuweilen auch Berater in praktischen Lebensfragen. Lob und Tadel, Ansporn, Erklärung und Anleitung betreffen eben nicht nur die rein sportmotorische Bewegungsausführung, sie wirken gleichermaßen auf den ganzen Jugendlichen ein. Insofern verfügt auch der/die Jugend- bzw. Gruppenleitern über Macht, die er/sie so oder so einsetzen kann. Die soziale Beziehung zwischen sporttreibendem Jugendlichen und GruppenleiterIn ist geprägt durch eine hintergründige, gleichsam implizite Pädagogik. Diese entfaltet auch und gerade deshalb ihre Wirkung, weil sie sich nicht auf eine (formalisierte) explizite pädagogische Autorität beruft – wie dies etwa bei LehrerInnen oder

Eltern der Fall ist. Neben den sportlichen Aktivitäten selbst kommt es also wesentlich auf die institutionellen Rahmenbedingungen wie auch auf die sportpraktische Umsetzung an.

VII. Zur Bedeutung von sport-, bewegungs- und körperorientierter Sozialer Arbeit für die Sozialarbeitswissenschaften

Gerade die zuletzt genannten Aspekte weisen auf die Zusammenhänge zwischen Sozialarbeit, Sozialarbeitswissenschaft und Sport/Bewegung hin. Sport und Bewegung bedürfen eines sozialpädagogisch gestalteten Vermittlungsrahmens. Fachsportliche Kompetenzen und sozialarbeiterisches Handlungswissen müssen Hand in Hand gehen und sich gegenseitig ergänzen. Letztlich geht es also darum, die Abstinenz der Sozialarbeitswissenschaften in Punkto sport-, bewegungs- und körperorientierter Sozialer Arbeit zu beenden und gleichzeitig eine eigene Perspektive zu entwickeln. Dazu sind vorab allerdings der generelle Bezugsrahmen abzustecken sowie die sichtleitenden Perspektiven zu entwickeln, innerhalb derer eine Verknüpfung von Sozialer Arbeit, Sport, Bewegung und Körper verortet werden kann. Vor allem muss zunächst gefragt werden, wie denn eine erfolgreiche körper-, bewegungs- und sportorientierte Soziale Arbeit in der Praxis der Jugendarbeit überhaupt aussieht. Denn de facto gibt es ja eine solche Praxis längst, auch wenn sie hartnäckig von den Ausbildungsinstanzen der Sozialen Arbeit ignoriert wird. Was zeichnet eine erfolgreiche und gute, an Sport und Bewegung orientierte Jugendarbeit aus? Worin liegen ihre spezifischen Qualitätsmerkmale? Und weiter: welche Kompetenzen und Qualifikationen sind hier auf Seiten der Jugend-, Gruppen- und ÜbungsleiterInnen gefordert? Gibt es – von der Praxis der Jugend- und Jugendsozialarbeit her gesehen – ein bestimmtes Qualitäts- und Anforderungsprofil an SozialarbeiterInnen? Schließlich: Wie wäre überhaupt eine sport-, bewegungs- bzw. körperorientierte Soziale Arbeit zu definieren? Worin läge ihre spezifische Differenz zu Angeboten aus dem handwerklichen, ästhetischen, medial-kommunikativen Bereich?

Aus der Perspektive sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung hat daher die Thematisierung von sport-, bewegungs- und körperorientierter Sozialer Arbeit in mehrfacher Hinsicht zu erfolgen.

1. Theoretischer Bezugsrahmen

Zunächst und vor allem ist ein sicht- und handlungsleitender theoretischer Bezugsrahmen zu entwickeln. Gerade weil in der Vergangenheit beide Bereiche kaum Berührungspunkte hatten, bedarf die Verknüpfung von Sport und Sozialer Arbeit einer reflektierten Begründung und Legitimation.

Als genereller Bezugsrahmen für die sozialarbeitswissenschaftliche Thematisierung von Sport, Bewegung und Körper könnten m. E. Konzeptionen aus der Stressforschung dienen. Auf der Basis eines veränderten Gesundheitsbegriffes, wie er z. B. auch von HURRELMANN[6] verwendet wird, ließen sich Erkenntnisse aus der Sozialisations- und Stressforschung direkt in die Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit einbinden. Versteht man Sozialisation als einen Prozess individueller und produktiver Aneignung gesellschaftlicher Einflüsse und spezifischer Umweltbedingungen (vgl. HURRELMANN 1993), so wird deutlich, dass das Gelingen von Sozialisation wesentlich an die Entwicklung und Förderung individueller Handlungskompetenzen gebunden ist. „Gesundheit ist nur möglich, wenn eine Person konstruktiv Sozialbeziehungen aufbauen kann, sozial integriert ist, die eigene Lebensgestaltung an die wechselhaften Belastungen des Lebensumfeldes anpassen kann, dabei individuelle Selbstbestimmung sichern und den Einklang mit den biogenetischen, physiologischen und körperlichen Möglichkeiten herstellen kann“ (HURRELMANN 1988, 17). So gesehen hat sich Soziale Arbeit nicht nur misslingenden oder vom Scheitern bedrohten Entwicklungen zuzuwenden, wesentlich ist ein positives Verständnis von gelingender Sozialisation.[7]

Ein solchermaßen gewonnener theoretischer Bezugsrahmen wirkt dabei nicht nur forschungs- und handlungsleitend für die Soziale Arbeit, er bietet gleichzeitig auch Instrumente und Verfahrensweisen zur Evaluation der sozialen Praxis. Denn ob, wie und unter welchen Bedingungen sport-, bewegungs- und körperorientierte Soziale Arbeit tatsächlich die an sie herangetragenen Hoffnungen einzulösen vermag, das vermag allein eine fundierte Evaluation der Praxis zu offenbaren.

---

[6] HURRELMANN versteht Gesundheit als einen „Zustand des objektiven und subjektiven Befindens einer Person“ der gegeben ist, wenn diese Person sich in den physischen, psychischen und sozialen Bereichen ihrer Entwicklung in Einklang mit den eigenen Möglichkeiten und Zielvorstellungen und den jeweiligen gegebenen äußeren Lebensbedingungen befindet. „Gesundheit ist beeinträchtigt, wenn sich in einem oder mehreren dieser Bereiche Anforderungen ergeben, die von der Person in der jeweiligen Phase im Lebenslauf nicht erfüllt oder bewältigt werden können. Die Beeinträchtigung kann sich, muß sich aber nicht in Symptomen der sozialen, psychischen und physisch-physiologischen Auffälligkeit manifestieren“ (HURRELMANN 1988, 16f).

[7] „Von gelingender Sozialisation im Jugendalter kann nur dann die Rede sein, wenn die mittlerweile strukturtypischen Verlockungen und Gefährdungen des Familien-, Schul- und Freizeitstresses erfolgreich verarbeitet werden“ (BRINKHOFF 1998, 104).

2. Eigene Kriterien entwickeln

Ausgehend von diesen Überlegungen und den praktischen Aufgaben die ihr dadurch zuwachsen, muss die Sozialarbeitswissenschaft eigene Kriterien von sport-, bewegungs- und körperorientierter Sozialer Arbeit entwickeln. Schon die – zugegebenermaßen etwas sperrige – Kombination von Sport, Bewegung und Körper verweist auf den spezifischen, multiperspektivischen Fokus, den Soziale Arbeit gegenüber dem Thema Körperlichkeit/Leiblichkeit einnimmt, ja einnehmen muss. Wodurch zeichnet sich das Sozialarbeiterische in einer solchermaßen verstandenen sozialen Praxis aus? Wodurch unterscheidet es sich von Rehabilitation, Sportpädagogik und Sportdidaktik auf der einen und Fitnesstraining, body building, kommerziellem Erlebnis- und Trendsport auf der anderen Seite? Gibt es in der Zusammenschau von Sport, Bewegung und Körper eine eigene, sozialarbeitsspezifische Perspektive?

M. E. drückt sich dieses Eigene genau in dieser Trias aus: Dabei steht *Sport* gleichsam für die physisch-organische Dimension. Sportfachliches Wissen über Training, Leistungsfaktoren und medizinische Aspekte gehören hier ebenso hinzu wie methodisches, organisatorisches und sportdidaktisches Fachwissen. Freilich ist dabei immer von Sport in einem weiteren (bzw. „weicheren") Sinn die Rede. Nicht nur „harte", d. h. wettkampforientierte Sportdisziplinen wie etwa Leichathletik, Fußball, Hand- oder Volleyball sind damit gemeint. Insbesondere die „weicheren" Freizeit- und Trendsportarten wie Radfahren, Schwimmen, Inliner fahren, Streetball usw. sind für die Soziale Arbeit von Interesse. Denn gerade diese können auch von weniger begabten bzw. wenig geförderten Kindern und Jugendlichen relativ schnell erlernt und praktiziert werden. Freilich kann auch beim weniger leistungsmäßig betriebenen (Freizeit)Sport durch Wettkämpfe bzw. Wettspiele ein zusätzlicher sportlicher Anreiz geschaffen werden. Die Teilnahme an Leistungsvergleichen und fairen Wettkämpfen wirkt häufig motivierend und eröffnet so zusätzliche sozialintegrative Chancen. *Sportorientierte Soziale Arbeit* heißt in diesem Sinne Soziale Arbeit in und durch das Medium Sport. Seinen Zweck erreicht er gerade dadurch, weil die sportliche Aktivität für Jugendliche nicht Mittel sondern Selbstzweck ist.

Sport hat zumeist mit *Bewegung* zu tun. Das Erlernen von bestimmten Bewegungstechniken ist ein bisweilen mühsamer, von Erfolgen wie von Misserfolgen gleichermaßen geprägter Prozess, der von der Grob- über die Feinform bis hin zur Könnerschaft mit zunehmender Körperbeherrschung einhergeht. Wie in Kap. V gezeigt, geht dieser psy-

chomotorische Prozess des Bewegungslernens Hand in Hand mit der Ausprägung psychischer, kognitiver, sozialer und emotionaler Faktoren. *Bewegungsorientierte* Soziale Arbeit macht sich diese Erkenntnis zu nutze und wählt in der Arbeit mit ihren AdressatInnen ganz bewusst diesen Weg. *Bewegungslernen* mit dem Ziel des Erwerbs von *Bewegungskompetenz* kann dabei vor allem für Jugendliche ein alternativer Weg sein, Selbstmacht und Selbstwirksamkeit zu erleben. Durch Körperbeherrschung und die damit einhergehende, zumeist als lustvoll empfunden Selbstermächtigung, können sich relativ schnell Erfolgserlebnisse einstellen. Freilich müssen dabei häufig Widerstände, Passivität, Komfort- und Konsumhaltungen überwunden werden. Bewegungslernen erfordert Mühe und Anstrengung, die zuallererst einmal aufgebracht werden muss. Genau an dieser Stelle müssen die sozialarbeiterischen Bemühungen ansetzen, damit jene, die diese Anstrengungen (zunächst) nicht aufbringen bzw. aufbringen können, nicht von vornherein durchs Raster fallen. *Bewegungsorientierte Soziale* Arbeit heißt Anleitung zur Selbst-Erfahrung, Raum-Erfahrung, zum Wahrnehmen und Lernen durch Bewegung.

In und durch die Bewegung wird damit gleichzeitig der *Körper* zum Thema. Der Körper ist aber nicht nur ein physisches Ding, er ist zugleich eine soziale Tatsache. Körperbilder, Körperkonzepte, kulturell vermittelt und medial hypostasiert, der Körper als Ort der Machtausübung, der Sinn- und Wirklichkeitsvermittlung, der Körper als Ort des Konsums, des Miss- und Gebrauchs, genau diesen Körper gilt es in der Sozialen Arbeit einzuholen. An ihm und in ihm manifestiert sich die Lebenswelt mit ihren zahllosen Formen der Benachteiligung, Desintegration, Exklusion und Vernachlässigung. Der Körper ist in der Sozialen Arbeit zugleich Spiegel und Metapher für die Selbst- und Weltverhältnisse des Menschen. Soziale Arbeit am Körper bezieht damit immer auch den lebensweltlichen Horizont mit ein. Sie ist nie nur reine Körperarbeit im Sinne geist- und seelenloser, mechanischer „Körperertüchtigung“. Der Körper ist immer zugleich konkreter, geschlechtlicher, gespürter und gefühlter, identitäts- und sinnstiftender Leib. *Körperorientierte Soziale Arbeit* meint in diesem Sinne Arbeit mit und am Körper als soziale Tatsache.

3. Überwindung der traditionellen Leibfeindlichkeit in der Sozialen Arbeit

Voraussetzung für diesen erweiterten Fokus ist, dass die Soziale Arbeit ihre traditionelle Leibfeindlichkeit überwindet und ihren vielfach vertretenen Anspruch der „Ganzheit-

lichkeit“ tatsächlich (und nicht nur verbal) einlöst. Dazu aber ist es notwendig, die körperliche und leibliche Dimension menschlicher Lebensbewältigung stärker ins Blickfeld sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung zu rücken. Gerade in jugendlichen Alltagskulturen aber auch in speziellen Jugendszenen bis hin zu gewaltbereiten Jugendbanden, dort also, wo die Soziale Arbeit ihr ureigenstes Betätigungsfeld hat, steht der Körper im Zentrum gelingender oder misslingender Sozialisationsverläufe. Evaluationen von verschiedenen Sportprojekten (vgl. PILZ 1999) geben Anlass zu der Hoffnung, dass sport-, bewegungs- und körperorientierte Arbeit hier ihr Wirkpotential entfalten kann.

Nimmt man zudem das Prinzip der Alltags- und Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit ernst, so kommt man nicht umhin, das Verhältnis der Sozialen Arbeit zu Sport, Erlebnis, Bewegung, Körper und Leib neu zu bestimmen. Die Ursachen dieser z. T. historisch begründeten und verfestigten Verdrängungsmechanismen von Körper und Leib in der Sozialen Arbeit sind zu vergegenwärtigen und in die Theoriediskussion einzuholen.

In dieser Hinsicht kann man allerdings von der gegenwärtigen Hochkonjunktur konstruktivistischer Erklärungsmodelle in den Sozialarbeitswissenschaften kaum Impulse erwarten. Im Gegenteil: Wird Wirklichkeit reduziert auf das Produkt bzw. Konstrukt von „Gehirntätigkeit“, so verschwindet letztlich auch der Leib im Universum kognitiver Konstruktion und Dekonstruktion. Im bunten Kaleidoskop postmoderner Selbstbespiegelung verflüchtigt sich mit der Auflösung von Subjekt und Identität zugleich auch der Leib als Fundament und Ausgangsort von Selbst- und Welterfahrung.

Gegenüber solch’ kognitivistischen Engführungen darf sich die Sozialarbeitswissenschaft in ihren Möglichkeiten nicht selbst beschneiden. Der Leib ist gleichermaßen Ursprung und Austragungsort von Macht, Freude, Lust, Identität, Selbstverwirklichung aber auch von Gewalt, Zerstörung und Desintegration. Als solcher kann und muss er auch in den Horizont sozialarbeiterischer Bemühungen um ein gelingendes Leben einbezogen werden[8]. Parallel zu dem theoretischen Diskurs über die Gründe und Hintergründe dieser Verdrängungsgeschichte muss ein praxisbezogenes Qualifizierungskonzept entwickelt werden, das SozialarbeiterInnen dazu befähigt, Bewegung und Sport zu Medien Sozialer Arbeit zu machen.

[8] Vgl. hierzu den hervorragenden Sammelband von H.G. HOMFELDT (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Hohengehren 1999.

4. Ausbildung- und Qualifizierungskonzepte für SozialarbeiterInnen

Schon vor einigen Jahren klagte SEIBEL: „Zu lange hat die Soziale Arbeit die Bedeutung des Sports vor allem für die jugendliche Entwicklung ignoriert und damit versäumt, Körper und Bewegung zu Ansatzpunkten von präventiven und interventiven Handlungsstrategien zu entwickeln. Das Verhältnis zwischen Sozialer Arbeit und Sport, insbesondere dem organisierten Sport der Vereine und Verbände, ist heute wie seit längerer Zeit heikel, ambivalent und widersprüchlich“ (SEIBEL 1997, 126).

Sieht man einmal von den verschiedenen erlebnispädagogischen Ansätzen ab, die sich auf unterschiedlichem Niveau an den Hochschulen etabliert haben, so spielen die Themen Sport, Bewegung und Körper in der Sozialen Arbeit bzw. in den Sozialarbeitswissenschaften auch heute noch eine untergeordnete Rolle. Eine - wenn auch nur stichprobenartige – Sichtung der Studien- und Vorlesungsverzeichnisse deutscher Hochschulen offenbart schlaglichtartig deren randständige Bedeutung. Die Feststellung von SCHULZE-KRÜDENER (1999, 221), dass „trotz der Bedeutungszunahme von Sport und alternativen Bewegungskulturen im Alltag der Jugendlichen die körper- und bewegungsbezogene Jugendarbeit [...] in weiten Teilen lange Zeit ignoriert wurde“, trifft so leider auch heute noch für die Soziale Arbeit und ihre Ausbildungsinstitutionen[9] zu.

Wie eingangs schon erwähnt, kommen Publikationen zu diesem Themenbereich vorwiegend von AutorInnen, die in der universitären (Sport-)Pädagogik beheimatet sind. Deren wertvolle Ergebnisse haben aber offenbar bisher kaum die Fachhochschulen und damit die Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit erreicht. Dies ist umso bedauernswerter, als gerade hier die entsprechenden Ausbildungs- und Anwendungsfelder der Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit beheimatet sind. Der fehlende Anschluss an die universitäre Forschung macht sich hier besonders schmerzhaft bemerkbar.

Indessen dürfte ein vorwiegend an der Praxis der Sozialen Arbeit ausgerichtetes sport-, bewegungs- und körperorientiertes Ausbildungsangebot nicht einfach die pädagogischen und didaktischen Modelle und Konzepte der universitären Sportpädagogik übernehmen. In der Regel hebt diese nämlich primär auf die Bedürfnisse und Erfordernisse

[9] Eine Übersicht über alle 68 Fach- und Gesamthochschulen in Deutschland, an denen Sozialwesen/Soziale Arbeit bzw. Sozialpädagogik studiert werden kann (mit den entsprechenden Links zu den Studien- und Vorlesungsverzeichnissen) findet sich auf der Homepage der Fachhochschule Fulda unter: http://www.fh-fulda.de/fs-sw/fh-brd/fh-inhalt.htm. Dabei offenbart eine stichprobenartige Recherche der entsprechenden Ausbildungs- und Studienpläne, dass – bis auf wenige Ausnahmen - Kompetenzen zur sport- und bewegungsorientierten Sozialen Arbeit allenfalls im Rahmen von Wahl- oder Ergänzungsfächern erworben werden können. Eine der wenigen Ausnahmen bildet z.B. die Ev. FH Freiburg, die mit ihrem Konzept SPOSA sicherlich ein hervorragendes Ausbildungsangebot geschaffen hat.

der Sportlehrer- bzw. Diplomsportlehrer-Ausbildung ab, die - wie gesagt - anderen Rahmenbedingungen unterliegt. Sport- und bewegungsorientierte Soziale Arbeit hat sich vielmehr mit eigenen Bedingungen und Zielen auseinander zu setzten. Dies muss nun aber umgekehrt wiederum nicht bedeuten, dass sie den Sport gleichsam sozialpädagogisiert. Den Sport der Pädagogik unterordnen hieße sich von vornherein einer wesentlichen Chance zu berauben. Hier hat die Soziale Arbeit also nicht nur von der universitären Sportpädagogik sondern gleichzeitig auch von den Jugend- und Jugendsportverbänden zu lernen. Sport, Trendsport, Erlebnis und Abenteuer werden hier ganz unprätentiös zum Medium von Bildungs- und Erziehungsaufgaben gemacht.

Damit aber begibt sich die Soziale Arbeit nolens volens in Konkurrenz zu den universitären Sportinstituten, die sich längst nicht mehr nur auf die Ausbildung von Diplomsportlehrern und Sportpädagogen beschränken sondern auch Sport-Therapeuten und Sport-Sozialarbeiter ausbilden, wie dies in einigen Diplom-Studiengängen geschieht.[10] Sind am Ende diese in Punkto Sport- und Bewegungsorientierung nicht vielleicht sogar die besseren SozialarbeiterInnen?
Solange sich jedenfalls die Fachhochschulen bei diesem Thema in Abstinenz üben, wird die akademische Diskussion wie auch die gesellschaftliche Bedeutung von Bewegung und Sport weiterhin an ihnen vorübergehen. Konkurrenz wäre jedoch das falsche Signal. Stattdessen ist die gezielte Kooperation mit den Jugend(sport)verbänden wie auch mit den universitären Sportinstituten gefordert. Die gesellschaftliche Relevanz der Themen Gesundheit, Bewegung und Sport ist groß genug und bietet sowohl für die universitäre Sportpädagogik wie auch für die sport- und bewegungsorientierte Soziale Arbeit genügend Raum, jeweils auf ihre Weise das sich bietende Potential zu nutzen.

[10] So bietet beispielsweise die Universität Hannover im Rahmen von Magisterstudiengängen die Schwerpunkte Soziale Arbeit und Freizeit bzw. Soziale Arbeit und Sport an. Allgemein hierzu auch: KRÜGER (1998).

Literaturverzeichnis

- AYRES, A. J.: Bausteine der kindlichen Entwicklung, Berlin 1984, 65.
- BAUER, J.; Braun, S.: Über das Pädagogische einer Jugendarbeit im Sport, in: Deutsche Jugend, 48. Jg. 2000, H.9, 378-386.
- BRÄHLER, E.; ERNST, R.; HETTICH, W. KLEIN, H.; OTTEN, A.; Körperbeschwerden von Kindern im Alter von 8-15 Jahren, in: BRÄHLER, E. (Hrsg.): Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Leib und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin. Berlin, Heidelberg, New York, Toronto, 1986, 253-266.
- BRÄUER, R. CH.: Soziale Offensive im Jugendsport – Leistungen, Probleme, Qualitätssicherung und Weiterbildungsbedarf, im Internet unter: http://www.dsj.de (23.7.2002).
- ALFERMANN, D.: Selbstkonzept und Körperkonzept, in: BÖS, K; BREHM, W. (Hrsg.): Gesundheitssport. Ein Handbuch. Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport, Schorndorf 1998, 212-221.
- BALSTER, K.: Die Bewegung macht's. Wie bedeutsam Bewegung für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern ist, in: Olympische Jugend, Schorndorf 44 (1999), Heft 8, 18-19.
- BECKER, P.: Pokale, Pedalos und Paddelbote – Körper und Bewegung als Medien in der Jugendsozialarbeit, in: FESSLER, u.a. (Hrsg.): Sport und Soziale Arbeit, Schorndorf 1998, 37-50.
- BRINKHOFF, K.-P.: Sportchancen im Kindes- und Jugendalter. Soziale Ungleichheiten und die Vision: „Sport für alle", in: Sportunterricht, Heft 11, 1995, 463-473.
- BRINKHOFF, K.-P.: Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit, Weinheim und München 1998.
- BRINKHOFF, K.-P.: Über die psycho-sozialen Funktionen des Sports im Kindes- und Jugendalter, in: Deutsche Jugend, 48.Jg. 2000, H. 9, S. 387-395.
- BRÖSKAMP, B.; ALKEMEYER, T. (Hrsg.): Fremdheit und Rassismus im Sport. Sankt Augustin, 1996.
- DEUTSCHER ALPENVEREIN, Jahresbericht, München 2002.

- DEUTSCHE SPORTJUGEND: Vollversammlung 1998. Berichte, Vorlagen zur Tagesordnung, Münster 1998.
- Deutscher Sportbund: Bestandserhebung 2000, Frankfurt a. M. 2000.
- ELFTER KINDER- UND JUGENDBERICHT DER BUNDESREGIERUNG, Berlin 2002.
- FESSLER, N.; SEIBEL, B.; STRITTMATTER, K. (Hrsg.): Sport und Soziale Arbeit, Schorndorf 1998.
- GASCHLER, P.: Motorik von Kindern und Jugendlichen heute – Eine Generation von „Weicheiern, Schlaffis und Desinteressiertern“? (Teil 1), in: Haltung und Bewegung, 19 (1999) 3, 5-16.
- GRUPE, O.: Zur Bedeutung von Körper-, Bewegungs- und Spiel-Erfahrungen für die kindliche Entwicklung, in: ALTENBERGER, H.; MAURER, F. (Hrsg.): Kindliche Welterfahrung in Spiel und Bewegung, Bad Heilbrunn, 1992, 9-38.
- HURRELMANN, K.: Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf, Weinheim, München 1988.
- HURRELMANN, K.: Einführung in die Sozialisationstheorie, Weinheim 1993[2].
- MRAZEK, J.: Einstellungen zum eigenen Körper – Grundlage und Befunde, in: BIELEFELD, J.: Körpererfahrung – Grundlage menschlichen Bewegungsverhaltens. Göttingen 1991[2], 223-251.
- KRÜGER, M.: Sport und Soziale Arbeit, in: OTTO, H.-U.; THIERSCH, H. (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied 2001, 1813-1819.
- KRÜGER, M.: Die Soziale Arbeit als Thema an den Instituten für Sportwissenschaft, in: FESSLER, N.; SEIBEL, B.; STRITTMATTER, K. (Hrsg.): Sport und Soziale Arbeit, Schorndorf 1998, 51-62.
- LIEBISCH, R.; QUANTE, S.: Psychomotorik und Salutogenese – Schnittpunkte, in: Haltung und Bewegung, 19 (1999) 2, 13-20.
- MINISTERIUM FÜR STADTENTWICKLUNG, KULTUR UND SPORT DES LANDES NORDRHEIN-WESTFAHLEN: Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen. Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend, Düsseldorf 1996.
- NITSCHKE, A.: Das verwaiste Kind der Natur. Ärztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen, Tübingen, 1962.

- OPASCHOWSKI H. W.; DUNKER, Ch.: Jugend und Freizeit. Eine Bestandsaufnahme Mitte der 90er Jahre auf Basis aktueller Analysen vom B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut, Hamburg 1996.
- PALETTA, A. Gesundheitsförderung durch Sport und Bewegung bei Jugendlichen, Butzbach 2001.
- PILZ, G. A. 1999: Bewegung, Spiel und Sport als Bausteine einer gewaltpräventiven Jugendkultur. Plädoyer für eine bewegungsorientierte Jugendarbeit, Im Internet unter: http://www.sportstattgewalt.de/pilz/pilz1.htm (21.03.2002).
- SCHULZE-KRÜDENER, J.: Zwischen Abgrenzung, Instrumentalisierung und Kooperation – Zur Vernachlässigung des Sports in der Jugendarbeit, in: DEUTSCHE JUGEND, 47. Jg. 1999, H. 5, 219-226.
- SCHWIER, J., Spiele des Körpers. Jugendsport zwischen Cyberspace und Streetstyle, Hamburg 1998.
- SEIBEL, B.: Sport und Soziale Arbeit – die Entwicklung sportbezogener Sozialer Arbeit, in: WALTER, J. (Hrsg.): Sozialarbeit/Sozialpädagogik als Studium und Wissenschaft. Entwicklungen-Perspektiven-Profile, Freiburg 1997, 126-130.
- STÜWE , G.: Erlebnispädagogik, in: KREFT, D.; MIELENZ, I. (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit, Weinheim, Basel 1996, 168-170).
- SYGUSCH, R.: Das Erleben von Körper und Gesundheit bei jugendlichen Sportlerinnen und Sportlern, in: Sportunterricht 2000 (6) 189-196.
- WILLEMS, H. u.a.: Fremdenfeindliche Gewalt. Einstellungen, Täter, Konflikteskalation. Opladen 1993.
- ZIMMER, R.: Psychomotorik – Ein Ansatz zur ganzheitlichen Erziehung in der Grundschule, in: ALTENBERGER, H.; MAURER, F. (Hrsg.): Kindliche Welterfahrung in Spiel und Bewegung, Bad Heilbrunn 1992, 121.
- ZIMMER, R.: Frühkindliche Bewegungserfahrung, in: Motorik, Schorndorf 8 (1985), Heft 3, 101.
- Wissenschaftliches Institut der Ärzte Deutschlands (WIAD): Bewegungsstatus von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, Bonn 2001.